

Im Jahr 1940 liess der amerikanische Pastor und Schriftsteller Thornwell Jacobs das Hallenbad der Oglethorpe Universität im Bundesstaat Georgia gründlich abdichten und mit einer Edelstahltür feierlich versiegeln. Noch heute ist der Raum verschlossen, erst in ferner Zukunft – Jacobs schlug das Jahr 8113 vor – soll er wieder geöffnet werden und den Historikern der Zukunft einen lebendigen Eindruck westlicher Kultur liefern. Sie werden darin hunderte von Alltagsgegenständen und Materialien finden, die Jacobs drei Jahre lang inventarisiert hat, vom elektrischen Toaster über Aluminiumfolie bis zu 'Donald Duck'-Puppen. Eine Krypta der Zivilisation.

Auf die Idee gebracht hatten Thornwell Jacobs Ausgrabungen ägyptischer Gräber, die es ermöglichten, Spuren antiker Zivilisationen zu interpretieren. Spuren, wie Thornwell Jacobs sie nun für die Zukunft legen

wollte. Er ist nicht der einzige, seit jeher sammeln und archivieren wir Menschen. Mal bewusst, mal weniger bewusst, mal strukturiert, mal weniger strukturiert. Indem wir Gegenstände und Informationen ablegen, definieren wir uns selbst.

Die Juni-Ausgabe der Fabrikzeitung widmet sich der Macht des Sammelns. Wie sieht die Bibliothek der Zukunft aus? Welchen Organisationsprinzipien folgen gute Archive? Wie beeinflusst die Digitalisierung von Wissen unsere Denkstrukturen? Warum lesen wir gern Tagebücher wildfremder Menschen? Inwiefern entlarven alte Kaffeedosen die Vorurteile früherer Generationen? Mit Beiträgen von Anna K. Becker, Anthon Astrom, Philipp Messner und David Senior, und einer Kurzgeschichte von Friedemann Karig.

Wir suchen ein Leben

3. Mai 2011 — Morgen muss ich früh aufstehen, denn wir haben viel vor. Wir werden endlich ins deutsche Tagebucharchiv fahren. Es befindet sich in Emmendingen und ist weiter weg von Zürich, als ich dachte. Ich bin ziemlich aufgeregt und gar nicht müde. Vielleicht werde ich im Auto noch etwas schlafen können; ich will schließlich fit sein, wenn wir ankommen und endlich lossuchen werden. Wir suchen Leben. Ein normales Leben, aber doch ein spannendes; für unser nächstes Theaterprojekt, das «turn the page» heißen soll, und sich mit den Möglichkeiten und Grenzen der Selbst(schreibung beschäftigt. Die autobiographischen Schriften von vier Personen des öffentlichen Lebens haben wir bereits ausgesucht. Was uns noch fehlt, ist die Stimme von jemandem, der nicht bekannt ist. Zuerst haben wir darüber nachgedacht, eigene Tagebücher zu verwenden. Zu nah. Oder die der Großmutter. Immer noch zu nah. Auf dem Flohmarkt dann wahllos das Tagebuch einer Fremden erstanden. Keine besonders sympathische Person, eine wahre «Nazi Oma». Zu fern. Und nur ein Band. Schließlich stießen wir in der Internetrecherche auf ein Tagebucharchiv. Das einzige Tagebucharchiv in Deutschland. Gegründet 1998 versteht es sich als Ort für die fachgerechte Aufbewahrung privater Lebensgeschichten aus dem deutschsprachigen Raum. Da müssen wir hin. Dort können wir uns ein Leben aussuchen, aus 11.000 Dokumenten, wie es auf der Homepage heißt. Unsere Suche konnten wir bereits im Vorfeld einschränken, indem wir aus einem alphabetisch sortierten Stichwörter-Thesaurus bis zu zehn Schlagworte nennen durften. Unser Auswahl: Frau/Reise/Emanzipation/Kunst/Selbstreflexion/Abnabelungsprozess. Auch das Zeitalter könne wir aussuchen: Eine Zeitgenössin soll es sein. Nicht zu weit weg von uns. Jemand, der noch lebt, den wir aber nicht kennen. Ich bin gespannt, was uns erwartet, und habe, untypischerweise, noch überhaupt keine Bilder im Kopf.

4. Mai 2011 — Was für ein Tag. Autofahren ist für mich eine Seltenheit, so dass ich die Reise fast schon als exotisch empfinde. Und die Pausen, und diese Raststätten. Emmendingen ist unglaublich klein. In der Mitte ein Brunnen, drum herum in Kreisen angeordnet Häuser,

die aussehen wie Puppenhäuser, so bunt und harmlos. Aber irgendwie ohne Charme. Unvorstellbar, dort zu leben. Das deutsche Tagebucharchiv (DTA) im alten Rathaus ist schnell gefunden, was an der Überschaubarkeit der Stadt liegt, nicht an der Erscheinung des Archivs. Von außen hat es so gar nichts von einer Bibliothek oder einem Museum. Es sieht eher aus wie ein rustikales Wirtshaus (im Erdgeschoss befindet sich tatsächlich ein gastronomischer Betrieb) und damit genauso wie alle andern Häuser am Marktplatz. Vielleicht passend. Ein normales Haus für normale Leben. Drinnen statt deckenhohen, vollgestellten Regalen und staubiger Ehrfurcht eher Büroatmosphäre. Freundlicher Empfang. Der Mitarbeiter, der unsere Anfrage bearbeitet hat, weist uns ein, zeigt uns den Tisch, an dem wir werden lesen dürfen. Bringt uns weiße Handschuhe, die wir tragen müssen, wenn wir in Originalen lesen. Die meisten Tagebücher stehen jedoch bereits in Kopieform zur Verfügung. Für unsere Schlagwörter hat er bisher drei «Treffer» gefunden und legt uns etliche grauen Papp-Einbände vor und – zu unserer Entzückung – auch eine riesige Schachtel mit Originalen. Archiv-Kästen aus säurefreiem Material, wird uns erklärt. Deswegen auch die Handschuhe. Jedes Tagebuch hat ein vom Archiv erstelltes Informationsblatt, eine Art Inhaltzusammenfassung des Bandes, über jede Person gibt es jeweils auch ein solches Blatt, auf dem alle Bände und Jahreszahlen aufgelistet sind. Einige Menschen geben die Tagebücher verstorbener Vorfahren ab, andere die eigenen. Manche Leute schreiben fast ihr ganzes Leben lang Tagebuch. Und geben alle Bände hier ab.

Ich muss an die bescheidene Reihe eigener Tagebücher denken, die bei mir zu Hause, halberzig versteckt im untersten Regal eines Rollschrankes stehen. Klassischerweise umfassen sie nur die Adoleszenz-Zeit: Pferde, Freunde, Beschwerden. Ich schaue nie hinein. Nur wenn ich umziehe, lese ich mal rein, finde aber kein wirkliches Interesse für die Person, die ich vor 15 Jahren war. Wegwerfen kann ich sie auch nicht. Also kommen sie mit in jede neue Wohnung. Die eigenen Banalitäten interessieren einen nicht. Aber vielleicht interessieren sie ja andere? Theoretisch könnte ich sie auch hier abgeben. Und dann würde sie gesichtet und, wenn für gut befunden – etwa 75

Prozent der angebotenen Tagebücher werden ins DTA aufgenommen – dann würde ich in das Archiv eingehen, würde Teil der Zeitgeschichte, die hier gesammelt wird. Ehrenamtliche LektorInnen würden meine Handschrift zu entziffern versuchen. Würden Zusammenfassungen schreiben. Stichworte verteilen. Welche wohl? Das eigene Leben wie ein Drehbuch, wie ein Serienplot: Urlaubsbekanntschaft/Streit mit Eltern/Zukunftsängste.

Ich könnte die Anonymisierung der Bücher veranlassen oder eine bestimmte Personengruppe ausschließen, so dass bestimmte Menschen die Tagebücher nicht lesen dürfen. Meine engsten Familienmitglieder zum Beispiel. Ich könnte Schenkung oder Dauerleihgabe festlegen. Die Mitarbeiter des Tagebucharchivs würden vermerken, für welche Fachbereiche meine Schriften interessant sein könnten, und ob sich meine Texte für die Lesungen eignen würden, die hier häufig unter verschiedenen thematischen Schwerpunkten stattfinden. Nach inhaltlicher Erfassung und Erschließung würden die Dokumente zur Recherche freigegeben. Zwecks der Erforschung von zeitgeschichtlichen Phänomenen würde man mich lesen können. Interessierte Privatpersonen, Journalisten, Studenten und Wissenschaftler: Historiker, Germanisten, Psychologen, Soziologen und Pädagogen, die allwöchentlich extra nach Emmendingen reisen. So wie wir heute.

Uns gegenüberstehend versuchen wir, alle drei Kandidatinnen quer zu lesen. Stichprobenartig aus verschiedenen Lebensjahren. Mal stirnrunzelnd mal lachend lesen wir die so unterschiedlichen Dokumente. Die eine hat ihre Tagebücher mit dem Computer geschrieben, bzw. selber einmal transkribiert. Diese Texte haben literarische Qualitäten, sind so klar und strukturiert geschrieben, dass das Lesen eine Freude ist, sich aber nicht das erhoffte Entdecker-Gefühl einstellt. Ein zu gutes Tagebuch? Vielleicht. Ein weiteres Leben lesen wir in Kopie der handschriftlichen Doppelseiten. Das dritte Leben, in das wir hineinlesen, kommt tatsächlich in Form unzähliger einzelner Tagebücher aus dem Riesen-Karton, aus dem wir sie mit behandschuhten Händen fischen. Chinesisch anmutende Einbände,

The Crypt of Civilization Über die Macht des Sammelns

einfache Notizbücher, schwarz-rot, liniert, kariert, mal ein «schmuckes» Buch mit Ledereinband. Aus den Büchern flattern Konzertkarten, Fotografien, Zettelchen. Ein Band ist der eigenen Mutter gewidmet, die einen ja eh nie verstehen würde, aber vielleicht ja etwas besser, nach Lektüre von diesem Buch. Wie Privatdetektivinnen auf Spurensuche – dabei wissen wir ja nicht einmal, nach was wir suchen – die Zeit verfliegt. Es ist anstrengend die Handschriften zu entziffern. Anders als die meisten Forschenden hier, haben wir kein so klar umrissenes Ziel. Unter der Rubrik ‚Wissenschaftliche Nutzung findet sich auf der Internetseite des DTA eine Liste mit aktuellen Recherchebeispielen «Körpergeschichte des Fordismus», «Krankheitsnarrative im deutsch-französischen Vergleich» oder «Das studentische Leben in den 50ern – Beziehung zwischen Mann und Frau»...

Unsere eigenen Ausschlusskriterien sind ebenso schwer kategorisierbar wie unser konkretes Interesse. Gerade als wir uns gegen das Leben der zweiten Kandidatin entscheiden, weil sie nur von Brasilien erzählt, wo sie lebt, und wir Brasilien nicht kennen und das Brasilien, das sie uns erzählt, uns nicht zu interessieren vermag, taucht der freundliche Mitarbeiter erneut mit einem Berg von kopierten Heftern auf. Eine wäre ihm noch eingefallen, die könnte genau die Richtige für uns sein. Sie sei ebenfalls Künstlerin, wie wir, arbeite teilweise auch im Theaterbereich und sei witzig; ihre Texte würden besonders gerne für Lesungen genommen. BINGO! Wir haben ein Leben gefunden, das uns gefällt. Zufrieden verlassen wie das Archiv und treten die Heimreise an.

19. September 2011 — Unser zweiter Besuch in Emmendingen, diesmal per Zug. In wenigen Stunden haben wir alle gewünschten Bücher aus einer Zeitspanne von zehn Jahren kopiert und sind mit geborgenem Schatz nach Zürich gefahren. Wann hat man sonst schon mal ein Leben in der Handtasche?

Nun werden wir die Beute aufteilen und lesen, lesen, lesen. Wir wachsen mit der Tagebuchschreiberin mit; lernen ihre Jugendschrift zu entziffern, ihre Mitzwanzigerinnen-Schrift, ihre Gute- und Schlechte-Laune-Schrift, ihre Schönschrift, ihre eilige Schrift. Ihre liebevollen Zeichnungen. Lernen, Kürzel für Menschen zuerkennen, die sich durch die Bände und Jahre hindurchziehen (Wer ist gleich noch M.P.?) Üben uns in Großzügigkeit, wenn es redundant wird, wenn es etwa immer um die gleichen Partnerschaftsprobleme kreist. Freuen uns über aberwitzige Anekdoten. Lesen die Zitate von berühmten Menschen, die sie in Schönschrift notiert, weil sie sie

wichtig findet. Finden Stellen, die fast genauso in unseren eigenen Tagebüchern stehen. Finden Stellen über das Tagebuchschreiben selbst. Werden mitgenommen in die Welt der Lilly A.

11. Juni 1999 — *Bin ich jetzt an der Schwelle zum Spießbürgertum? (...) Ich wollte mein Leben doch gerade NICHT geordnet haben. Obwohl eine ÄUSSERE Ordnung mir vielleicht ermöglichen würde, meine inneren Ideen zu kanalisieren, fokussieren. (...) Ist das nicht komisch? Ich wollte nicht «bequem» leben, nicht «aufgeräumt» sein.*

Wäre ich nur so mutig wie Nina Hagen oder andere Powerweiber. Die setzten sich durch, die machen nicht so psycho-blöd-schüchtern-ängstlich an so Beziehungsmüll herum, die hätten jetzt schon längst irgendeine tolle Lösung angegangen evtl. zerstörerisch aber radikal und ohne entwaffnendes, ewig sinnloses, selbstzerfleischendes hin+her. Ich bin NIX! Echt! Keiner will mich oder kann mit mir, von denen die ich will, für Solokarriere bin ich zu phantasielos, zu altmodisch strukturiert (Ideen) zu brav, zu bieder, zu feige zu läppisch und für nen ordentlichen Beruf zu eingebildet, weil alles «außergewöhnliche» was ich vorzuweisen hab, ist mein sog. «freiberufliches» Dilettantieren ohne Sicherheit im Krankheitsfall und ohne Altersversorgung. Ich bin ein Schaf im Wolfspelz. Und mache der Welt meinen Kinderkram als Kunst vor. Natürlich fällt das noch nicht allzu sehr auf, weil es noch größeren und banaleren Mist gibt, aber ich bin vielleicht raffiniert, bloß stolz (auf was??) mein Leben speist sich aus kleinen Attraktionen, ich eine häppchenessende Langweilerin, verdammt ich bin am Tiefpunkt und habe — SCHLUSS —

Hier muss ich schmunzeln und seufzen zugleich. So «historisch» fern mir Nina Hagen als Vorbildfigur doch erscheint, umso besser erkenne ich mich selbst als «Schaf im Wolfspelz»: fürs normale Leben zu verrückt, aber für die Kunstwelt zu brav. Ich bin also nicht die Einzige, die so empfindet. Mit den folgenden Einträgen ist es dann gänzlich um mich geschehen:

...aber wohin, wohin soll ich denn mit der ganzen beschissenen Liebe hin? Wohin denn? Auf die Straße? Zu den BWL-Studenten? Juristen und Medizinern? Mein nächstes Tagebuch – sollte noch eines entstehen – wird den ehrlichen Titel «NICHT DER REDE WERT» erhalten. Leider ist damit schon zuviel gesagt.

13. November — *Soll ich vor dem Trip noch sicherheitshalber mein Testament schreiben, falls die bei der Tunis Air auch mal den Praktikanten ans Steuer lassen?*

Dann müsste ich wohl schreiben, dass ich wohl oft ein Schwein war – genauso oft, ohne es zu wissen, dass ich trotz Zweifel den B. liebe und MP vom Himmel aus piesacken würde, dass die Tagebücher ohnehin in falsche Hände kämen und überhaupt der Aufenthalt hier unten recht abwechslungsreich war. Und jetzt, jetzt hoffe ich, dass ich in einigen Tagen wieder landen werde um alles hier gesagte zu dementieren.

Und so geht es weiter und wird immer weitergehen, wenn Lilly A. ihren nächsten Schwung Tagebücher in Emmendingen abgeben wird. Das tut sie nämlich alle 10 Jahre. Bald ist es wieder so weit. Ich bin gespannt, was sie noch alles erleben und fühlen wird. Was sie im höheren Alter schreiben wird ... Nun, ich werde es ja lesen können.

von Anna K. Becker

Alle kursiven Zitate mit bestem Dank aus den Tagebüchern der großartigen Lilly A. Vielen Dank auch an das Deutsche Tagebucharchiv (www.tagebucharchiv.de).

bigNOTWENDIGKEIT sind Anna K. Becker und Katharina Bischoff. Ihre Theaterarbeit «turn the page» war im Oktober 2011 in bundeshaus zu Wiedikon, Zürich zu sehen, sowie am Theaterdiscounter Berlin und am LOT Braunschweig. Eine Publikation über ihre Recherchen im Deutschen Tagebucharchiv ist in Planung.

www.bignotwendigkeit.com

Enter the digital Archive

As a reader of this text, you're most probably familiar with the ways and wonders of physical archives. You know how to navigate a library catalogue (with variable success), and the experience of walking down corridors of shelves, filled with books, boxes or documents. And you can be fairly certain that most people around you do too. But that might not always be the case. As digitalisation and original digital output is becoming more standard than exception, archives are changing, and so is our perception of their content.

Traditionally, great libraries and archives were all constructed for one main purpose: to preserve Information physical bodies carrying Information for the future. In a physical archive the separation between carrier and Information is impossible to make; transcribing a text from a papyrus scroll onto the pages of a college notebook will fundamentally transform its interpretation. Every single item in such an archive is teeming with meta-Information; the texture of paper, curvature of handwriting, artefacts, faded colours, smells. All these variables create a rich context for each individual item, and a vast rhizomatic mesh of proximities and relations, extending the simplified and sometimes naïve catalogue index. This index was created to help you find what you're looking for; categories and classification systems were (and still are) invented and polished in order to maximise precision in search. The archive itself, however, carries a lot more padding. Padding that lets us create personal Information landscapes, relating things in ways no one index can.

Enter the digital archive. Big Data. Contrary to every contemporary source out there we won't dwell on the 'Big', except to simply say that it means 'a lot'. The keyword here is Data, and the trigger of its impact is the interface we use to access it. From an experience point of view, Information displayed on a screen is at least as fundamentally special as the scroll or the ruled notebook. In fact, it adds a whole new dimension. On the screen, Information is dynamic, morphing and extremely flighty. Within this single frame, a text can take on a multitude of different shapes, colours and sizes in the blink of an eye, continuously transforming both message and interpretation. Let's be bold and, for the sake of the narrative, define Data as labeled values without physical presence, and Information as contextualised Data. Looking at the screen, then, highlights a crucial point for emerging archives: with only a few exceptions (such as the Internet Archive), we no longer store Information. Instead we store Data, and render Information from it, on the fly. Even the classically trustworthy (...) photographic image is nowadays just a visualisation of a bunch of Data, and its presentation is just as subject to variation as text (everyone familiar with colour spaces and pixel aspect ratios is nodding agreeingly right now). This approach has opened new doors for us. Giant, amazing doors. The boom of creative expression through digital output (although the absolute majority of it is mere referencing; likes or shares, pinboards or retweets) is something to cherish. What we should be aware of, however, is its impact on our cognition. As we gradually abandon the physical in-space navigation in favour of its digital on-screen counterpart, we also abandon the

uncatalogued, multi-sensory, context-creating qualities of books and other objects. Analogue indexes are turning into digital filters, which funnel our view so that we never have to deal with more than a marginal deviation from what we are actually looking for. We use Google to search the web, hashtags to sieve out relevant tweets, and circles or lists to restrict the flow of Google+ or Facebook. The screen isn't merely giving access – it is presenting. It is a window, and it's getting smaller.

So it is this task, of presentation, which is increasingly becoming the main purpose of the archive. Interestingly, it is also the task we approach with the least amount of creativity. I dare to say that at least 2/3 of you who read this had a mental image of a spreadsheet appearing at the first mention of Data. I did when I wrote it. This Excellification of Everything is incredibly thorough. And it's also incredibly dangerous. We start to believe that Data actually really exists on its own, and that as long as we have enough of it, simply plotting it out next to other Data will make it rich and revealing. To a certain extent this is probably true; big amounts of tiny details create an image, and can generate insight. But we tend to ignore something very crucial: Data was never alone. Data always has a past and a future, an individual context which when changed, changes everything. Actually, we should revise our earlier definition of Data, and add the fact that it's a construct. In the theoretical realm of computers, Data comes before Information. But in the real world, where we live, Data is always squeezed out of Information. Thus, the cells in a spreadsheet are fraudulent, since they give us an impression of factuality. They seem to say (not screaming or whispering, but in a very factual tone) «I'm not trying to present your Data in any way. I'm the ultimately objective storage. Trust me.» So we keep gathering copious amounts of Information juice in the isolating cells of the spreadsheet, stripping it naked and washing away its colours, and occasionally take it out in chunks, suiting it up and painting it monochrome. We take minuscule temporal fragments of the world – snapshots of extremely defined aspects in situations around us – and we create a new world for them, where we stuff them in containers side by side, down endless numbered streets, preparing them to be recalled in an orderly fashion on command. We decontextualise, in order to understand. The question is, after we're done, what is left to understand?

This is a very dark picture, and surely the future of archives isn't such an Orwellian nightmare. Big Data is powerful, and it's here to stay, but it's our decision how we deal with it. Our undeniable responsibility, on the other hand, is to stay aware of the fact that Data is a human invention. Just like medical conditions, subatomic states, and words. It is a unit of convenience, made up in order to simplify. To be objective. To be able to discuss things we would otherwise have no idea how to communicate. Without its context – its meaning – it's worth nothing. You may argue that the decontextualisation is irrelevant, since we re-contextualise whenever we render Data. But we do that in graphs, visualisations, mathematical summations, and this is a very different kind of context. It's a respectless

context, sterilising, based only on the location of cells in spreadsheets, and the algorithms we ruthlessly apply to them, in bulk. There is little or no space for personal interpretation. Data radiates a soothing confidence, because of its exactness, its certainty, and its willing submission to our algorithmic plots. We are led to believe that what we are looking at is absolute. It makes rational, objective sense, being organised in straight rows down perfect columns. However, this convenient version of reality, on which we now base most of our justifications – our explanations and our projections for the future – only exist because we created it.

So we are not only transitioning from molecules to bits, but from an open and blurry interpretation to an exact, definite one. With the uncatalogued padding from the physical archive removed, we lack the handles crucial to create our own, internal perspectives on Information. While we have little difficulty finding what we looking for, it becomes harder to relate what we find. Could we say that we know more, but understand less? Perhaps it's not that black/white, but there is definitely something awry. Our conviction is, when the archived material itself is compromised, there's only one way out: We have to reinvigorate the index. The way we navigate. The temporal or visual lines that connect the dots. We tend to see this as a technical task, and in a time when indexes were created in order to find what we were looking for, that made sense. Now, with the individual archived entities artificially shrunken down to Data, we seem to think that technological, efficiency-driven solutions like full-text search and data visualisation render the index obsolete. Filters are great, but we shouldn't rely on them. Lists and graphs help us access large collections, but they are generated, not created. Instead of only trying to figure out universal algorithms or categories that can be applied to masses of spreadsheet cells, we should give a lot more weight to the in-between; illustrations instead of graphs, and stories instead of lists. Instead of striving for an ambiguous precision, we should dare to allow for precise ambiguity. Definite blurriness. Subjectivity. Personal Information landscapes, serving as indexes. Things that are unique to the combination of our individual expression and individual perception of others. And we should dare to take them serious. Just as serious as algorithmically rendered Data. The key to complexity isn't to try to simplify it, but to admit that you can't. The danger lies not in telling the wrong story, but in believing that we are telling the right one.

Text by Anthon Astrom

Astrom | Zimmer is a Zürich-based design duo. In code and ink, they develop frameworks – rulesets – based on how reading, writing and organisation could work differently.